

# Der Eiffelturm

Autor(en): **Naumann, Fr.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 18

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670067>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Eiffelturm

Von Fr. Naumann

Niemand kann den Eiffelturm bei einer Auf-  
fahrt kennen lernen, so wenig, wie man die Tie-  
fen einer Wagner'schen Oper an einem Abend  
ausschöpft; aber der Turm ist es wert, daß man  
ihm so viel Zeit widmet wie irgend möglich. Er  
ist das Kunstwerk, für das wir am wenigsten  
vorbereitet sind und dessen Geheimnisse in kei-  
nem Lehrbuch vom Schönen stehen. Es kann  
sein, daß er in der ersten Stunde trocken und  
nüchtern zu sein scheint, eine Aussichtsfabrik  
ohne Naturleben. Das Rollen der Räder, das  
Gleiten der Drahtseile, das grau und gelb  
lackierte Eisen stören den Träumer, der lieber  
im Gras auf dem Rigi liegen, lieber am Sand-  
stein zwischen den blanken Zacken des Kölner  
Domes lehnen möchte, als hier zwischen einem  
schmazenden Allerweltpublikum auf zementier-  
ter Eisenfläche zu promenieren. Aber das alles  
vergeht, wenn es der Sonne gefällt, sich über  
Paris zu legen, die Kuppel der Jesuitenmoschee  
auf dem Montmartre wie blendendes Linnen zu  
machen, alle Winkel, Wände, Gassen, Erker der  
ganzen Stadt zu beleben, sich in der Seine zu  
spiegeln, in tausend kleinen Fenstern zu glänzen,  
lange Schattenstreifen in den Straßen zu wer-  
fen, den Triumphbogen anzulachen und mit der  
Goldkuppel zu spielen, unter der Napoleons  
Asche liegt — dann wächst das Bild zur stolzen  
Pracht einer Aussicht allerersten Grades. Paris  
läßt sich von oben herab in die Augen schauen,  
dies Paris, in dem man einen Monat wandert,  
ohne es in sich aufnehmen zu können. Hier ist  
es ganz ein Sonntagskind voll glitzernder Per-  
len, ein Haufen von menschlicher Lebendigkeit,  
ein Ameisenbau der Jahrhunderte, die Stadt  
der höchsten romanischen Kultur.

Dieses Paris muß man sehen, still am Rande  
der Brüstung stehen und sehen. Je länger man  
sieht, desto geistiger wird es. Paris fängt an zu  
reden, und du bist der Hörer.

Straße an Straße, Haus an Haus, lange Li-  
nien gleichförmiger Fenster, Wohnplätze von  
zahllosen Menschen. Wie ist das Menschenleben  
so gleichförmig! Alle wohnen sie in diesen Stein-

wänden, um derentwillen alle Bergzüge der Um-  
gegend beraubt werden. Einige haben ganze  
Häuser, die meisten haben nur Stücke von dem  
steinernen Meer, in die sie sich eine Zeitlang ver-  
graben, von Stein klippe zu Stein klippe wech-  
selnd, bis sie schließlich alle irgendwo hier unten  
in irgend einem steinernen Quadrat aufhören  
zu atmen und den Millionen zugezählt werden,  
die in den Gräbern von Paris verschwinden.  
Vom Montmartre bis Montrouge nichts als  
Menschen, Menschen! Das ist unser Geschlecht,  
das Geschlecht der modernen Stadtleute, die nicht  
säen, nicht ernten, deren Acker die Straße ist,  
und deren Gemeindefriede die Boulevards.

Ich saß einmal früher einen Abend ganz allein  
auf dem Stanser Horn am Vierwaldstätter See  
und blickte in die Schneefetten der Berner Hoch-  
alpen. Je länger ich die Berge ansah, desto  
ernster wurden sie. Der Abend löschte die kleinen  
Lichter auf den Firnen aus und ließ nichts übrig  
als die weißen Bergwände und den dämmernden  
Untergrund des Himmels. In dieser Beleuch-  
tung kann das Gebirge geradezu unheimlich  
poetisch sein, melancholisch, eine besetzte Masse,  
die nur das eine fragt: „Wer bist aber du?“  
An solchen Abend im dämmerigen Gebirge er-  
innert der Abend, der jetzt über der Rundfläche  
von Paris sich niedersenkt. Wir auf der Höhe  
haben noch Sonnenschein, aber die Menschheit  
dort unten hat nur noch das gebrochene Licht  
der einzeln schwebenden, leuchtenden Wolken.  
Vor kurzem noch war ganz Paris geradezu ver-  
klärt, purpurn begossen, unerhört bunt in aller  
seiner Größe, Farben des glühenden Herbstwal-  
des auf allen grauen Kalkgeländen. Das grüne  
Kupferdach der Madeleinekirche war wie sma-  
ragdene Emaille auf Perlmuttergrunde, die  
Große Oper hob sich brennend heraus, die Notre-  
damekirche streckte ihre zwei unvollkommenen  
Türme in den sanften Purpur hinein, der vom  
Louvre an die Seine bis hinter den Bahnhof  
von Lyon begleitete. Man kann es nicht erzäh-  
len, was solche Augenblicke alles bieten. Das  
Unerzählbare ist die Unendlichkeit der Flächen,

die um einen letzten Kuß der Sonne baten. Was weiß ich, was in diesen Minuten das Schönste war? Vielleicht gefällt es dem Auge, eine beliebige beleuchtete Kaserne für goldener zu halten als alles andere. Das war das Alpenglühen der Riesenstadt. Nun aber ist es vorbei, die Türme der Kirchen sind in die Häusermassen hineingesunken, bleierner Dunst kommt von Osten her gezogen und verschleiert Stück für Stück der Waldstriche, Hügel, Straßen und Brücken des Ostens. Der Fluß wird grau und blaß, und selbst die Kirche drüben auf dem Montmartre hört auf zu leuchten. Die Farben werden kalt, wie dunkle Wolle liegen Parks und

Baumreihen zwischen den bleichen Häusergevierten. Boulogne versinkt, die Eisenbahnbrücke nach Versailles verschwindet, und unten, zu Füßen, beginnen die Lampen. Dies alles und noch vieles mehr macht einen tiefen, fast schwermütigen Eindruck. Es ist, als ob die Berge ringsherum wie Mauern ständen und sich in einer Sprache unterhielten, die ich nicht verstehe, als ob die Häuser alle, die hunderttausend Häuser, noch etwas sagen wollten, es aber nicht könnten. Eine Tageslast der Weltstadt ist zu Ende. Diesen Abend zu sehen ist aber das Größte, was in Paris zu sehen ist.

### *Der Lindenweig*

Olga Brand

Er winkt,  
er grüßt mit junger Seide,  
er atmet Zuversicht und Licht  
in seines Tages Glanzgeschmeide,  
das liebend seine Hand umflieht.

Ein Mensch  
steht vor ihm, noch vom Munde  
der kühlen Schatten krankgeküsst.  
Noch klafft die starre Winterwunde,  
der Kelch der Nacht blieb unversüßt ...

Er winkt,  
der Knospenzweig der Linde:  
Komm, rühre mich nur leise an!  
Und fühl, wie aus zerschnittner Rinde  
Das Leben auferstehen kann!

## Der Zuschauer

Von Lisbet Dill

Er saß in der Ecke der ersten Reihe auf der Tribüne, die aus rauhen Lannen gezimmert, sich hell von dem gelben Sand des Rennplatzes abhob und schaute mit sonderbar leeren Augen auf dieses bunte Gewühl von Equipagen, Reitern und Fußgängern, welches zwischen Rennbahn und Tribüne hin- und herwogte.

Auf der Estrade schmettert die Kapelle einen Festmarsch, dessen Klänge der Wind nach einer entlegenen Richtung trug. Einige Reiter tummelten sich bereits hinter den Markierstangen auf dem Rasen, während die Trainer ihre Pferde feelenruhig, in warme Decken eingehüllt,

vor dem Wiegehäuschen auf- und abführten, vor dessen offener Lüre sich die Reiter begrüßten. Das Kinn in die schmale, magere Hand gestützt, schaute der junge Mann geradeaus nach dem Wiegehäuschen, durch dessen offene Lüre man einen Jockei auf der Waage sitzen sah, der das Sattelzeug auf dem Schoße hielt. Vor der Tür hielt ein Trainer mit einem trockenen, greisenhaften Gesicht, eine Stute, deren Wiehern von Zeit zu Zeit über den sonnenüberfluteten Platz schallte wie Frauenlachen.

Niemand kannte ihn und er schien niemand zu kennen, noch zu suchen, es schien ihn niemand